



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Produktionsformen nicht ab, sondern zu den alten treten neue, und neben diesen neuen leben selbst die allerältesten fort.

Was die Stellung der sozialistischen Presse zu den Parteien anlangt, so kommt in ihr keine so schlecht weg wie die deutschfreisinnige; sehr natürlich: der Haß zwischen Blutsverwandten ist der erbittertste. Eugen Richter namentlich wird von Mehring, der bekanntlich eine Widerlegung der „Zukunftsbilder“ geschrieben hat, in dem dadurch hervorgerufenen Federkampfe greulich verhauen. Daß die Sozialdemokraten niemals ein Wort gegen die Juden sagten, wie die Konservativen immer behaupten, ist doch nicht ganz richtig. In einem Aufsatz der „Neuen Zeit“ über den Antisemitismus heißt es: „Vor allem aber ist es aufs innigste zu wünschen, daß der Gegensatz zwischen Antisemitismus und Philosemitismus »bis in den letzten Winkel erleuchtet« werde. So weit dieser Gegensatz wirklich besteht, besteht er nur auf dem Boden der heutigen Wirtschaftsordnung; über die Brutalitäten, welche der Antisemitismus, mehr in Worten als in Thaten, gegen die Juden begeht, darf man die Brutalitäten nicht übersehen, welche der Philosemitismus, mehr in Thaten als in Worten, gegen jeden begeht, der, sei er nun Jude oder Türke, Christ oder Heide, dem Kapitalismus widerstrebt. Der Philosemitismus ist nur in sofern ein Gegensatz zum Antisemitismus, als der Antisemitismus ein Gegensatz zum Kapitalismus ist. Der Antisemitismus ist der Kapitalismus avec phrase, der Philosemitismus aber der Kapitalismus sans phrase. Jener kokettirt mit den Forderungen der Arbeiterklasse, wie dieser mit den Forderungen kokettirt, welche die bürgerlichen Klassen im aufsteigenden Aste ihrer geschichtlichen Entwicklung vertreten haben. Aber Herr Stöcker ist keine grellere Satire auf Karl Marx, als Herr Eugen eine grellere Satire auf Lessing ist.“

Die Romane und Novellen in dem unterhaltenden Teile der drei Organe sind, so weit ich bei flüchtigem Durchblättern sehen konnte, bürgerlich anständiger Art; die „Volksstimme“ brachte sogar um Neujahr die zuerst in den Grenzboten erschienene gemütliche Geschichte von Ahlgren: Herrn Tobiaffens Weihnachtsabend.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Berlin und „die Provinz“. In gewissen Kreisen Berlins scheint man vergessen (oder nie gewußt?) zu haben, daß es eine über alles schwere Arbeit gewesen ist, die deutschen Fürsten und Völker unter einen Hut zu bringen, daß neben dem Haupthindernis: dem zähen Festhalten der einzelnen Stämme an ihrer eignen Art und ihrem Selbstbestimmungsrechte, der Anhänglichkeit an ihre Regentenhäuser

und der jahrhundertalten Gewöhnung an den Zustand der Zersplitterung und Ohnmacht des Reiches — die Abneigung gegen preußisches Wesen, die Furcht vor der beruflichen preußischen Zucht dem Werke der Einigung im Wege standen, und daß diese Abneigung und Furcht ganz besonders durch die Unmaßlichkeit der reisenden und der schreibenden Berliner genährt waren, nach denen die Mittel- und Süddeutschen alle Preußen beurteilten. Der große Krieg und die gemeinsame Arbeit am Staate haben nach und nach manches Vorurteil beseitigt oder abgeschwächt, obwohl der alles besser wissende Berliner, der unlängst in diesen Blättern aus dem Munde eines Schweizers zitiert wurde, nach wie vor beflissen war, die Thaten Bismarcks und Moltkes sich persönlich anzurechnen und dafür Ehre und Verdienste zu fordern. Jetzt haben bekanntlich kluge Leute entdeckt, daß Bismarcks staatsmännische Thätigkeit eigentlich eine ununterbrochene Kette von Irrtümern und Mißgriffen gewesen ist, und es kann uns nicht wunder nehmen, wenn es auch als ein Fehler erkannt wird, daß er eine gewaltsame Unterwerfung der süddeutschen Bundesgenossen im Jahre 1870 nicht zugab. Was er verhindert hat, das wollen nun Berliner Zeitungsschreiber durchsetzen. Mediatisirten, Landesverfassungen und Reservatrechte aufheben — das wäre wohl schön, aber nicht so einfach. So soll denn allen Deutschen zum Bewußtsein gebracht werden, daß sie in geistigen Beziehungen nur Nullen hinter der Eins Berlin sind, daß Länder und Provinzen sich von Berlin Lösung und Feldgeschrei zu holen, und ehe Berlin gesprochen hat, sich bescheidenlich jeder Meinung zu enthalten haben. Sie sollen lernen, sich als „Provinz“ zu fühlen gegenüber der Hauptstadt.

Daß die „lobbebaeren helden sich mit großer arebeit“ grade auf das Theater stürzten, hatte wohl zwei Gründe; offenbar ist dies ihrem Herzen am teuersten, und dann mochten sie es nicht gut verteidigt glauben. Zu ihrer unangenehmen Ueberraschung hagelte aber von allen Seiten ziemlich grobes Wurfgeschloß auf die Stürmenden (Vgl. auch die Grenzboten Heft 3 und 4). Befahren wird sie der schlechte Empfang schwerlich, doch ihren Kampfesmut ein wenig abkühlen. Kennen diese Journalisten die Geschichte ihres Handwerks, so würden sie wissen, daß es ihren Vorgängern vor einem halben Jahrhundert nicht besser ergangen ist. Wir haben vor mehreren Jahren an einer Stelle, wo man derartiges nicht zu suchen pflegt, nämlich in einer Klosterbibliothek, eine Menge historisches Material gefunden in Wochenschriften, die damals das pflegten, was man heute Feuilleton nennt. (Wer hat diesen französischen Ausdruck nach Deutschland verpflanzt? Wahrscheinlich Karl Marx, nicht der Göttinger Pathologe, sondern der Kommunistenpapst, als Redakteur der ersten „Rheinischen Zeitung“ 1841.) Damals schon wurde das Monopol der Intelligenz für die Stadt Hegels, Schinkels und der Frau Crelinger in Anspruch genommen, aber nur der Spottname „Sandhöhe der Intelligenz“ zugestanden, obwohl jene drei Namen immerhin einen Klang hatten wie Glockenton im Vergleich mit dem Geklapper von heute. Und damals und schon früher verhielt man sich in Preußen selbst entschieden ablehnend gegen die Versuche Berlins, die Stellung von Paris gegenüber „der Provinz“ zu usurpiren; das ist bekannt.

Woher stammt überhaupt diese Neigung, ein Verhältnis einzuführen, das dem deutschen Wesen so gänzlich fremd ist? Jede große Stadt dünkt sich ja erhaben über kleinere, jeder Kleinstädter über den Landmann. Aber die Vorstellung von der Sammlung aller Kräfte eines Landes an dem Sitze des Herrschers und von der Uebertragung der Bedeutung und des Glanzes eines Hofhalts auf alle Bewohner der Hauptstadt ist doch wahrscheinlich den Berlinern von den Refugiés eingepflanzt worden, die lange Zeit einen so großen Einfluß auf die gesellschaftlichen

Verhältnisse Berlins ausübten. Sehr empfänglich waren dafür die in Geld und Geist machenden Juden, die bis auf den heutigen Tag die Hauptvertreter des unmaßgeblichen, vorlauten Berlinertums geblieben sind. Ihr Stamm besitzt ja die (wohl kaum erst von der Bedrückung durch die Christen, die jetzt für alles mögliche verantwortlich gemacht wird, erzeugte) Gabe, die Schwächern der Nationen, unter denen er sich aufhält, übertrieben und karrifizierend zur Schau zu tragen. Wer hätte nicht eben mit sonderbarem Vergnügen die Chauvinistischen Leistungen der in der Wolle gefärbten Gallier Spuller, Dreyfuß, Reinach und Konsorten und der Kernmagyaren Falk, Wahrmann u. beobachtet, oder den Schmerz eines Mitarbeiters des Figaro, Wolff aus Köln, gewürdigt, der, wie in seinen Nekrologen zu lesen war, 1870 als angeblicher Deutscher aus Paris ausgewiesen worden ist, obwohl er sich schon seit mehreren Jahren als Franzose gefühlt hatte! So strapazieren sich Juden aus allen Gegenden Deutschlands, aus Böhmen und Ungarn ab, die Einheimischen noch zu überberlinern.

Unbillig wäre es, von all den Abrahams, Blumenthals, Cohns . . . Lindauers, Mauthners u. s. w. bis Zabels (einer dieses Namens hat ein Recht, genannt zu werden, weil er besonders laut die Theater-Hegemonie für die Reichshauptstadt verlangt und gleichzeitig durch den unglaublichen Einfall, aus Dostojewskys *Naskolnikow* ein Theaterstück zusammenschneiden, bewiesen hat, daß ihm von dramatischer Kunst jede Ahnung abgeht) — also von diesen Herren Verständnis für deutsche Art zu verlangen, wäre unbillig. Es giebt aber doch auch Deutsche in Berlin. Denen kann unmöglich unbekannt sein, welcher Segen der deutschen Nation aus den vielen Mittelpunkten der Pflege von Wissenschaften und Künsten erblüht ist. So viele von ihnen haben selbst die Wohlthat der Existenz großer und kleiner Hochschulen von Königsberg bis Freiburg, Kiel bis München, Bonn bis Breslau erfahren. Sie werden nicht blind sein gegen den Vorzug, daß in Hamburg, Bremen, Hannover, Magdeburg, Breslau, Dresden, Leipzig, München, Stuttgart, Frankfurt, Köln u. Zeitungen erscheinen, die den Vergleich mit den Berliner Tagesblättern nicht zu scheuen brauchen und ein unschätzbares Gegengewicht gegen die verschiednen Fabriken des Berliner Freisinnsgewäuses bilden. Welchem Vernünftigen kann es in den Sinn kommen, darin mit Frankreich tauschen zu wollen, wo Paris alle Lebenskräfte aufsaugt, die vielen reichen Provinzen und bedeutenden Städte keine selbständige Meinung zu haben wagen, nicht in der Politik, nicht in Wissenschaft und Kunst, in allem sich der Boulevardmode unterordnen? Und die Pariser sind wenigstens erfinderisch im Guten wie im Abgeschmackten und Schlechten, und wer ihre Dummheiten nachäffen will, kann sie direkt beziehen, braucht den Umweg über Berlin nicht. Den gebildeten und unabhängigen Kreisen Preußens und Berlins insbesondre muß mit allem Nachdruck in Erinnerung gebracht werden, daß sie gegen sich selbst und gegen das Ganze die Verpflichtung haben, die unnützen Menschen, die Paris spielen möchten, in die gebührenden Schranken zu weisen, nicht aus Fahrlässigkeit das Fortwuchern einer in der Inseratenspalte wurzelnden Tageslitteratur zu dulden. Hier steht mehr in Frage als die Eifersucht zwischen Stadt und Stadt. Berechtigte Empfindlichkeit weckt die kaum eingeschlaferten Vorurteile der Stämme wieder, und da in den letzten Jahren manches geschehen ist, was geeignet war, den nationalen Stolz auf das Errungene und die Freude im Zusammenwirken zu dämpfen, finden Heizer und Schürer für ihre Thätigkeit bereiten Boden. Heute das theatralische *jus primae noctis*; die Diktatur in Anlässen der bildenden Kunst wird ebenfalls schon angestrebt, bald würde sie in den Wissenschaften gefordert werden, und die unausbleibliche Folge wäre das

Wiedererstarben des Partikularismus, des Municipal- und Kantönlicheitens, die Entfremdung vom Reichsgedanken. Wir messen damit den naseweisen Zeitungsschreibern keine unverdiente Bedeutung bei; ein von einem Gassenjungen geschleudertes Stein kann das größte Kunstwerk zerstören.

Menschen oder Hirsche? In einem freikonservativen Blatte lesen wir folgendes. „In Schottland sind seit dem Jahre 1883 nicht weniger als 2½ Millionen Acres Land für Jagdzwecke in Hirschpark umgewandelt worden, auf denen Jagdliebhabern zu enorm hohen Preisen die Erlaubnis zur Jagd erteilt wird. Die Grundbesitzer machen dabei weit bessere Geschäfte, als wenn sie das Land für landwirtschaftliche Zwecke benutzten oder verpachteten.“ Das läuft so als harmlose Anekdote durch die Zeitungen, und weder Leser noch Redakteur denken sich etwas dabei. Dem Wissenden und Denkenden aber macht es das Blut in den Adern erstarren. Also die Verdrängung der Menschen durch Tiere dauert fort, dauert im größten Maßstabe fort bis in unsre Tage, und bald werden in England und Schottland die letzten Reste der ackerbauenden Bevölkerung verschwunden sein. Selbst von dem kargen Boden Schottlands dürsten zwölf Acres zur Ernährung einer fünfköpfigen Familie hinreichen. 2½ Millionen Acres in Hirschpark verwandeln, heißt demnach einer Million Menschen die Lebensbedingungen entziehen. Eine Million Proletarier mehr auf großstädtischem Pflaster und auf der Landstraße! Ugolino ist eine Posse gegen diese Tragödie! Hungerturm? Kleinigkeit! Das dauert ein paar Tage. Wenn der Tod immer wieder hinausgeschoben wird durch Abfälle wie bei den englischen Proletariern oder durch einen Mehlbrei, der für zehn Pfennige Mehl enthält und die Tageskost für acht Personen bildet, wie jetzt eben in der oberfränkischen Pfarrei Schwarzenbach am Wald und überall in den deutschen Notstandsbezirken, wo kein Pfarrer Klein waltet, da wird die Sache ernst! Ugolino darf, mit seinen Söhnen in Liebe vereint, ohne widerliche Störungen den Todeskampf auskämpfen. Was aber muß ein moderner Proletarier vor seinem Ende über sich ergehen lassen! Geistigen und leiblichen Schmutz, den Fuselrost, peinvolle Wanderungen, Kampf mit Hauswirten und Polizei, Abstrafungen, Beratungen von Notstandskomitees über seine Würdigkeit und Bedürftigkeit! Es wäre an einem Falle genug, und nun eine Million auf verhältnismäßig kleinem Raume! John Stuart Mill schrieb vor vierzig Jahren: „Die Anmaßung zweier Herzoge, einen Teil der Hochlande abzusperren und das übrige Menschengeschlecht von mehreren Quadratmeilen einer Gebirgslandschaft auszuschließen, um das Wild vor Störung zu bewahren, ist ein Mißbrauch; das überschreitet die zulässigen Grenzen des Eigentumsrechts.“ So grausam sind die Herren also heute nicht mehr, das übrige Menschengeschlecht auszusperrn; sie lassen jeden zu, der reich genug ist, eine Jagdkarte zu kaufen. Ohne Zweifel sind viele dieser Jagdliebhaber große Herren des Festlandes. Wie schön da die festländische Rechts- und Gesellschaftsordnung in die britische eingreift! Seine festländischen großen Herren besitzen Landgüter, Fabriken, Gruben. Unter den da beschäftigten Arbeitern mögen sich so manche finden, deren Lohn zu einem menschenwürdigen Leben nicht hinreicht. Ihnen das fehlende in Gestalt eines Almosenes zuzulegen, verwehrt den Herren die geläuterte Moral unsers Jahrhunderts, der hohe Begriff von Menschenwürde: der moderne freie Arbeiter darf kein Almosenempfänger sein, darf Geld, worauf er keinen Rechtsanspruch hat, gar nicht annehmen. Eine den Verhältnissen des Arbeitsmarktes nicht entsprechende Lohnerhöhung zu zahlen, verbieten die unverbrüchlichen Geseze der freien Konkurrenz und des freien Arbeitsvertrages. Aber den schottischen Lords eine

hohe Landrente zu zahlen, die diesen gestattet, einer Million Menschen das tägliche Brot aus dem Munde zu nehmen, das verbietet weder ein wirtschaftliches noch ein sittliches noch ein Staatsgesetz. Und das nennt sich Rechts- und Gesellschaftsordnung! Urteilen wir mild über die gläubigen Verehrer dieser Ordnung und sagen wir: o sancta simplicitas!

Die Repräsentationsgelder. „Gestern abend fand in den Räumen des Generalkommandos hier selbst ein Ballfest statt, zu dem der kommandirende General gegen tausend Einladungen an die Gesellschaft von Stadt und Provinz hatte ergehen lassen. Über sechshundert Personen hatten der Einladung Folge geleistet.“ So meldet die Zeitung, aber sie meldet nicht, daß bald nach neun die jungen Herren, und namentlich Offiziere, in hellen Häusen die Bierwirtschaften aufsuchten und sich dort güttlich thaten. Sie hatten eben ihrer Pflicht genügt, waren vor dem Herrn des Hauses und seinen Damen erschienen und hatten sich dann entfernt. Die zurückblieben, sehnten auch den Augenblick herbei, wo sie es machen könnten wie die andern.

Das ist keine vereinzelte Erscheinung, sondern das wiederholt sich bei jedem Ball, den ein Vorgesetzter giebt. Wer hat denn überhaupt ein Vergnügen dabei? Doch nicht etwa der Gastgeber, der schon Wochen vorher mit den Vorbereitungen zu thun hat und dann froh ist, wenn er sein Haus wieder für sich hat? Oder die Ballväter und die Ballmütter? Man sehe sich das gezwungne Lächeln an, mit dem sie den Tanzenden zuschauen. Wie die jungen Herren denken, wissen wir schon. Bleiben also nur die tanzenden Damen. Und für die solche Feste — auf Staatskosten?

Rücksicht auf die Gesellschaft, höre ich einwenden. Freilich muß ein hoher Würdenträger in der Gesellschaft verkehren, aber darum braucht er doch nicht Feste zu geben, die dem Staat so viel Geld kosten und so wenig Vergnügen machen. Wenn der Staat seinen Beamten dazu kein Geld mehr gäbe, könnte man hoffen, daß auch mancher Privatmann diese überflüssigen Bälle abschaffen würde, und damit fielen auch der letzte Grund, der angeführt wird, nämlich die Verpflichtung zu einer Gegenleistung. Wenn durchaus getanzt werden muß, so findet sich auf neutralem Boden Gelegenheit genug.

In derselben Nummer, die den Bericht über das Ballfest bringt, steht folgende Anzeige: Den hochverehrten Mitgliedern der Provinzialressource und andern (so!) Sozietäten empfiehlt zum Coiffuren (!) der Damen sechs bis sieben seiner tüchtigsten Coiffeusen. Hochachtend u. s. w. Also selbst die Friseure würden nicht zu kurz kommen. Und was könnte der Staat dabei sparen! Vielleicht mehr, als wenn er Eisenbahnarbeiter entläßt.

Der große Logiker. Wiederum hat der große Logiker einen Sieg davon getragen. Das Reichsgericht hat entschieden, daß im juristischen Sinne künftig der Tag, an dem jemand ein Jahr alt wird, als zweiter Geburtstag zu gelten habe! Wahrscheinlich hat jemand versprochen, einem Kinde an seinem soundsovielten Geburtstag, sagen wir am zehnten, einen gewissen Vorteil zukommen zu lassen, es ist ein Streit entstanden darüber, ob das Kind nach Ablauf seines neunten oder seines zehnten Lebensjahres in den Genuß des zugesagten Vorteils treten solle, und die höchste Instanz, das Reichsgericht, hat nun entschieden, daß im Rechtsleben der Tag, an dem einer geboren wird, als der erste Geburtstag anzu-

sehen sei, daß diesem nach Ablauf des ersten Lebensjahres der zweite Geburtstag folge u. s. f.

Diese Entscheidung entspricht schlechterdings nicht den Anschauungen der großen Mehrheit des Volkes. Die vermeintliche Unsicherheit im Gebrauche der Ordnungszahlen bei dem Worte „Geburtstag“ hat früher wohl überhaupt nicht bestanden, sondern ist erst ein Erzeugnis der letzten Zeit, hat aber verhältnismäßig noch wenig um sich gegriffen. Der große Logiker sagt sich: „Ja, der Tag, an dem jemand zum erstenmale das Licht der Welt erblickt, ist doch sein erster Geburtstag, folglich feiert er, wenn er ein Jahr alt ist, seinen zweiten Geburtstag.“ Das ist aber Unsinn! Kein Mensch nennt den Tag, an dem jemand geboren wird, dessen Geburtstag; den bezeichnet man vielmehr als den Tag der Geburt. Und da der Mensch nur einmal geboren wird, hat jeder auch nur einen einzigen Tag der Geburt, der niemals wiederkehrt, also auch nicht mit Ordnungszahlen versehen werden kann. Die Geburtstage aber sind die Jahrestage der Erinnerung an die Geburt, und der erste von ihnen tritt ein, wenn jemand ein Jahr alt wird. So denkt und spricht jeder, der sich nicht einen Floh vom großen Logiker hat ins Ohr setzen lassen. Hoffentlich wird der Spruch des Reichsgerichts bald wieder durch einen andern und richtigern aufgehoben! Man darf doch wohl appelliren a iudicio imperii male informato ad iudicium imperii melius informandum?

Der Cottaische Musenalmanach. Auch der zweite Jahrgang des von der Cottaischen Verlagsbuchhandlung neu ins Leben gerufenen „Musenalmanachs“ ist in sehr zierlicher Ausstattung und mit einer Reihe von Kunstbeilagen geschmückt erschienen und hat vielleicht schon auf zahlreichen Weihnachtstischen geprangt. Schon in diesem „vielleicht“ aber liegt eine unerfreuliche Erkenntnis, wie wenig sich dieser oder irgend welcher Musenalmanach mit seinen Vorgängern aus dem vorigen Jahrhundert vergleichen kann. Denn die Bürgerischen, die Hoffischen, die Schillerischen Musenalmanache entsprachen einem tiefen und allgemeinen Bedürfnis der damaligen Bildung, ihr Erscheinen war jedesmal oder wenigstens oft ein litterarisches Ereignis, die Teilnahme gab sich nicht nur im Kaufen und flüchtigen Durchblättern, sondern in der anhaltenden und ernstlichen Beschäftigung mit den im Musenalmanach gebotenen Spenden neuer Lyrik kund. Aus den Briefen der Zeit läßt sich noch sehen, wie lebhaft man Lieblingsstücke aus jedem Almanach auswählte, wie eifrig Lieblingsstellen auswendig gelernt wurden, ja selbst aus der Dürftigkeit jener Tage leuchtet die allgemeine Schätzung der Lyrik hervor. Nicht alle waren so glücklich, daß sie die schmalen kupferstichgezierten Bändchen, in denen von Bürger's „Lenore“ bis zu Schiller's „Vied von der Glocke“ fast alle bedeutenden Gedichte eines poetisch reichen Geschlechts zuerst hervortraten, käuflich erwerben konnten, obschon der Luxus bereits so überhand nahm, daß, wie Schiller an Cotta schrieb, die druckpapiernen Exemplare im Gegensatz zu den postpapiernen schlecht abgingen, „denn der elendeste Lump von Leser will nicht mehr mit Lumpen vorlieb nehmen.“ Wer trotzdem nicht einmal ein druckpapiernes erschwingen konnte, borgte den Almanach von guten Freunden und schrieb die gepriesensten oder seinem Geschmack am meisten zusagenden Stücke ab; von den gebildeten Hofdamen bis zu den Märchen und Gretchen der kleinstädtischen Bürgerkreise, vom Universitätslehrer bis zum schöngeistigen Perückenmacher gab es Stammbücher, poetische Collekaneen, poetische Tagebücher, in die man aus Mangel eigener Gedanken fremde Dichtungen eintrug. Wer es verbrieft hätte, durch wie viele Hände solch ein abgegriffenes Exemplar eines deutschen Musenalmanachs aus den achtziger und neunziger Jahren

des vorigen Jahrhunderts gegangen ist, der würde den statistischen Nachweis führen können, wie sehr Keimen und Blüten der deutschen Lyrik damals eine allgemeine Herzensangelegenheit war.

Herausgeber und Mitarbeiter des erneuten Cottaischen Musenalmanachs werden am besten wissen, mit welcher nicht nur quantitativen, sondern auch qualitativen Verminderung dieser Teilnahme sie heute zu rechnen haben. Die deutsche Lyrik, obschon nicht erstorben und in der That zu einem reichern, buntern (oft allzu bunten) Flor entwickelt, als in den Tagen der Klassiker, steht nicht mehr im Vordergrund der Bewegung; nur in Ausnahmefällen sammelt sich das beste Gefühl, die Welterkenntnis und die Bild und Ton gewordene Anschauung des Einzelnen in einem Gedicht, das alle ergreift, nur hie und da befreit sich die Psyche des heutigen Menschen zu reiner Stimmung und wandelt mit Hölderlin im beseligenden Äther. Das alles ist natürlich kein Grund, höhnisch und geringschätzig auf die Lyrik herabzusehen oder die wirklichen Dichter mit lyrischer Begabung mit dem Haufen der Dilettanten zusammenzuwerfen, die halb aus Gewohnheit, halb aus Eitelkeit Verse machen. Doch ist es wahrlich nicht leicht, die beiden Gruppen auseinanderzuhalten, wenn auch die wirklichen Dichter zu dem poetischen Picknick eines Musenalmanachs nur ein vereinzelt und gleichsam zufälliges Gedicht spenden, in dem ihr Wesen nicht zur Erscheinung kommen kann. Das galt in vielen Fällen von dem vorjährigen Almanach und gilt auch von dem diesjährigen wieder, obschon sich der geschmackvolle und feinfühligste Herausgeber diesmal etwas besser gegen die Ausschüttung der poetischen Papierkörbe verwahrt hat, als in dem ersten Jahrgang seines Unternehmens.

Der Unterschied der Zeiten offenbart sich schon darin, daß ein volles Drittel des Cottaischen Musenalmanachs der erzählenden Prosa gehört. Als Goethe und Schiller den Kenienalmanach und den Balladenalmanach herausgaben, war der Romanchriftsteller und Novellist nur erst der Halbbruder des Dichters, seitdem ist er der Majoratsherr im Gebiet der schönen Litteratur geworden, der Lyriker und der poetische Dramatiker sind seine schlecht apanagierten jungen Brüder. Immerhin ist die Aufnahme von Novellen in den Musenalmanach insofern gerechtfertigt,^{*)} als die Novelle so ziemlich die einzige künstlerische Form ist, die sich im jüngsten Menschenalter einer glücklichen und bedeutenden Entwicklung erfreut hat, die einzige Form, die wir in unsrer Litteratur zu den von alters her gepflegten Formen hinzugewonnen haben. Der Herausgeber hat diesmal eine Novelle des anerkannten Meisters der Kunstform, „Broni“ von Paul Heyse, den poetischen Gaben seines Buches voranstellen können. Es ist keine der vorzüglichsten Novellen des Dichters; eine tragische Geschichte, in der nur ein freiwilliger plötzlicher Tod die Heldin vor der Schuld rettet, in den Mund des Versuchers gelegt, eine Geschichte, die hart an der Grenze hinstreift, jenseits deren es nach unsern neuesten kritischen Aposteln allein Wirklichkeit und Wirkung giebt, die aber freilich durch die Anmut des Vortrags, die Fülle der Stimmung, das reiche Leben im einzelnen hoch über die Alltags-sensation erhoben wird. Wir halten die Anklagen, die von so verschiedenen Seiten her gegen Paul Heyse laut geworden sind, für durchaus unberechtigt, der fein angelegte und lebensvolle Dichter kann weder, wie die einen fordern, ein Kraftmeier, noch, wie die andern wollen, ein Buß- und Moralprediger sein, gleichwohl begreift man angefichts dieser Novelle „Broni“ wieder einmal recht gut, woher die zornmütigen Wallungen der einen wie der andern eigentlich stammen. Paul

^{*)} Schon in den Taschenbüchern von 1820 bis 1830 das Gewöhnliche. D. R.

Heyje darf gewiß sein, daß seine besten Schöpfungen noch künftigen Geschlechtern poetischen Genuß geben werden. So lange aber von der äußersten Rechten und Linken Wehgeschrei und Wutgeheul über die „programmlose Dichtung“ erhoben wird, muß eine Novelle wie „Broni“ Anstoß nach rechts und links erregen.

Unter den poetischen Erzählungen des neuen Musenalmanachs finden wir als die ausgedehnteste „Die Hexenmühle“ von Otto Roquette, ein Halbidiyll, das einzelne prächtige Situationen, lebendige Bilder und anmutige Verse aufweist, im ganzen aber seinen Stimmungsgehalt mehr andeutet; ferner einen kraftvollen und energischen Balladencyklus „Simson“ von Hermann Hango, einem der wenigen neuen Namen, die der Musenalmanach einführt. Kleinere Beispielen erzählender Gattung finden wir von C. F. Meyer, Karl Woermann, Adolf Pichler und vielen andern. Da läuft nun freilich auch eine bloße neugereimte Variante des alten Lafontaineschen Milchweibes wie „Der Honigtopf“ von Alexander Kaufmann, eine etwas ausgefugene nordische Ballade wie „Die Wünsche“ von Felix Dahn, ein so schauriges Totentanzstücklein wie „Bettrennen“ von Karl Weitbrecht mit drein. Reicher und mannichfaltiger als die halbepischen Gaben des Musenalmanachs sind die lyrischen, die der Herausgeber in drei Gruppen „Gedichte verschiedenen Inhalts“, „Lyrische Dichtungen“ und „Spruchdichtung“ eingeteilt hat. In den meisten Gedichten der drei Gruppen ist zu spüren, wie sehr eine pessimistische, wenigstens elegische, vielfach müde Stimmung unsre ganze Lyrik durchsezt. Nicht nur Lyriker wie Wilhelm Jensen (in dem übrigens anmutigen und originellen Gedicht „Belia“), Ffolde Kurz („Das Maienfest“), Max Kalbeck („Letzte Heimkehr“), Albert Möser („Einem Heimatgenossen“ und „Verirrt“), Ludwig Schneegans (in den schönen „Wiener Sonetten“), die ja in allem, was wir von ihnen kennen, von dieser Lebensstimmung beherrscht erscheinen, nein, auch solche, in und bei denen ein anderer Klang vorwaltet, wandeln diesmal seufzend und schwermütig durch den Musenalmanach. So Ludwig Eichrodt („Im Leid“), so Adolf Stern (in den düstern Terzinen „Ines de Castro“), so Heinrich Kruse („Wachtelschlag“). Die mutigern lebensfrohern Laute erklingen diesmal aus der Brust einiger Jüngern. Richard Weitbrecht mit der prächtigen und lustig spöttischen Epistel „Rembrandt als Erzähler“, Johannes Pröbß in dem frischen „Bin halt vergnügt“, Graf Rudolf Hohos in ein paar weichen Serenaden, Heinrich Vultaupt in dem Gedicht „Zwei Bäume“ und von der älteren Aera noch Hans Hopfen mit dem glückseligen „Brief“ und dem schönen Sonett „Einem Ruhmsüchtigen“ sorgen dafür, daß die Goethische Auffassung der Poesie, die den Menschen mit Mut ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehen, nicht ganz verloren gehe. Leider fehlt es dem Musenalmanach auch diesmal nicht an Gedichten, unter denen wohl Namen stehen, die aber verdient hätten, in den Papierkorb des Herausgebers geworfen zu werden, wie sie aus dem Papierkorb ihrer Verfasser hervorgegangen zu sein scheinen.

Wir müssen also darauf zurückkommen, daß ein „Musenalmanach“, der sich aus Einsendungen für den Zweck zusammensetzt, seine schweren Bedenken hat. Beinahe sollte man meinen, daß es ein Fortschritt wäre, und daß ein Herausgeber von Geist und Geschmack (wie es Otto Braun unzweifelhaft ist) gar nicht so übel thäte, wenn er auf die ursprünglichste Idee der französischen Musenalmanache zurückgriffe und alle wirklich vorzüglichen, im Laufe eines Jahres oder einiger Jahre aus der Flut auftauchenden Gedichte vereinigte. Doch auch so wollen wir der Sorgfalt des Herausgebers und dem, was er erreicht hat, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Den Lyrikern aber, die sich beschwerten, daß ihnen Publikum und Kritik nicht gerecht würden, und daß für sie der Vorbeer heute spärlich und dünn

wachse, sei schließlich noch die Mahnung ihres Kollegen Hans Hopfen in dem schon erwähnten Sonett „Einem Ruhmsüchtigen“ zugerufen:

Nichts gekostet dir die Freuden dieser Erden,
Du strebst nach Ruhm und könntest nicht gesunden,
Bis deinen schönen Namen du umwunden
Von Lorbeern fähst, die ewig grünen werden.

Sag' dir zum Trost in solcherlei Beschwerden:
Wer hat den Hebel, hat den Pflug erfunden?
Wer hat den Zaum, die Bügel aufgebunden
Zum erstenmal den ungefügen Pferden?

Wer hat zuerst ein Brunnenrad geschwungen?
Wer kelterte zuerst der Trauben Säfte?
Wer sang das hohe Lied der Nibelungen?

Verschollen sind die Namen solcher Kräfte,
Und nun zeig her, was ist denn dir gelungen,
Daß es Unsterblichkeit an deinen heste?

Kein Wiß mehr. Am 3. Februar besuchte Prinz Friedrich August von Sachsen, der Erbprinz des Königreichs, zum erstenmale mit seiner jungen Gemahlin, der Prinzessin Louise von Toscana, die Stadt Leipzig. Sie kamen aus Altenburg, und da die Ankunft am Abend stattfand, so waren die Plätze und Straßen, durch die sie ihren Einzug hielten, aufs prachtvollste illuminiert. Seit dem Lutherfeste (1883) hatte Leipzig nicht das Schauspiel einer großen Illumination gehabt, und es war eine wahre Freude, zu sehen, was für schöne Wirkungen sich namentlich durch geschickte Verwendung des elektrischen Glühlichts in Verbindung mit farbigen Gläsern erreichen lassen. Namentlich einzelne größere Kaufhäuser hatten dabei ganz hervorragendes geleistet. Nur eines vermißte man bei all dem Lichterglanz: ein freundliches Menschenwort. Eine Illumination ohne Transparente mit allerlei Grüßen und Sprüchen, ernstern und launigen, in Prosa und in Versen, wäre doch früher ganz undenkbar gewesen. Noch bei der großen Illumination bei der Anwesenheit Kaiser Wilhelms in Leipzig 1876 (oder war es 1870 nach Sedan?) waren so zahlreiche Leuchtinschriften in der Stadt angebracht, daß jemand auf den Gedanken kommen konnte, sie nachträglich zu sammeln und zu einem Erinnerungsheftchen zusammendrucken zu lassen. Diesmal — mit Ausnahme der einzigen, tiefsinnigen Inschrift über dem Eingange einer Bierstube:

Herz an Herz und Hand in Hand,
Heil dir, Fürst und Vaterland —

nirgends ein Sprüchlein oder Verslein — nur Lichter, Lichter und immer wieder Lichter!

Man macht auch hier wieder die Erfahrung, auf die schon einmal in anderm Zusammenhange in den Grenzboten hingewiesen wurde, daß unser Wiß nicht gerade im Zunehmen begriffen ist. Was man auch bei großen Tafeleien immer häufiger erleben muß, daß der Schwerpunkt in das Materielle gelegt wird, daß man sich durch möglichst unerwartete und theure Speisen und Getränke zu überbieten sucht, aber keiner sich die Mühe macht, zu ein paar launigen Worten (auch nur des Dankes an Wirt oder Wirtin!) den Mund aufzuthun, das zeigte sich auch hier: alles, was mit Geld abzumachen ist, das wird geschafft; aber nur nicht sich in geistige Unkosten stecken, nur nicht sein bißchen Wiß anstrengen!

Eine völlige Blamage für „Groß-Leipzig“ war die Festzeitung, die am Nachmittag und Abend vor dem Einzuge auf den Straßen verkauft wurde. Diese

„Festzeitung“ beging die unerhörte Geschmacklosigkeit, daß sie mehrere Ansprachen und Gedichte, die an das Prinzenpaar bei und nach seinem Empfange gerichtet werden sollten, bereits wörtlich mitteilte, so daß die ganze Stadt den Wortlaut dieser Ansprachen ein paar Stunden früher kannte, als die, für die sie bestimmt waren! Daß Festreden, noch ehe sie gehalten sind, schon in der Druckerei im Satz stehen, um am nächsten Morgen der gesamten Bürgerschaft zum Kaffee servirt werden zu können, kommt nicht selten vor; sie aber sogar zu veröffentlichen, noch ehe sie gehalten sind, dieser Streich war der Leipziger „Festzeitung“ vom 3. Februar vorbehalten! Und diesem Streiche stellte sich würdig der „Willkommengruß“ zur Seite, den dieses Sammerblatt eröffnete, und den wir zur Gemütsergözung unsrer Leser hier wörtlich und buchstäblich mitteilen:

Von Altenburg, des alten Pleißenlandes
Berühmter Hauptstadt, bringt Euch uns die Bahn,
Die g'rade fünfzig Jahre des Bestandes
Zu diesem Herbst schon aufweisen kann,
Doch früher noch, als sie, der Pleiße Wellen
Nach Leipzig sollten Euer'n Gruß bestellen.

Wie in die Weiße Elster sich ergießen
Nun soll die Pleiße mit der Parthe hier,
Um später in die Saale dann zu fließen,
Bis diese in die Elbe strömt dafür,
Wög' der Willkommengruß auch weiter schallen
Und endlich erst im Elbflorenz verhallen.

Friedrich des Streitbaren reichliche Spenden
Erhoben hier die Universität,
Otto der Reiche ließ von allen Enden
Nesfremde kommen, wie Ihr jezt noch jezt,
Und ebenso blüht trotz der Zeiten Wandel
Seit zwei Jahrhunderten hier der Buchhandel.

Wo Festungswerke einst die Stadt umgaben,
Erhebt von Parkanlagen sich ein Kranz,
Die hier die Völkerschlacht geschlagen haben,
Sie raubten nicht des Säch'schen Namens Glanz,
Ein deutsches Siegesdenkmal soll erheben
Am Markt sich, wo man damals sich ergeben.

Und knüpfen sich nicht auch bekannte Namen
An das Großherzogthum Toskana an?
Lothringen, das wir in Besitz bekamen!
Florenz, das Urbild uns'rer Hauptstadt, dann!
Italien und Deutschland ist verwachsen,
Wie jezt Toskana auch mit unser'm Sachsen!

Willkommen, hohes Paar, in unser'n Mauern!
Ein Freudentag für uns ist dies Einzigh'n,
Achtthundert Jahre möge weiter dauern
In gleicher Herrlichkeit das Haus Wettin.
Glück auf! O, daß es dieser Tag bewiese,
Prinz Friedrich August und Prinzess Louise!

Wir haben eine Wohlfahrtspolizei und eine Sittenpolizei. Aber recht noth thäte uns auch eine Schönheitspolizei. Die Beleidigungen, die in großen Städten dem guten Geschmack verfehrt werden, grenzen jezt mitunter beinahe ans Verbrechen. Doch das ist ein großes Kapitel, das hier nicht beiläufig behandelt werden kann.